

Bilder der Befreiung

Nach langen Kämpfen wurde das Land 1975 unabhängig. Einblicke in die Museumslandschaft Vietnams (Teil 1)

Von Kai Köhler



Ho-Chi-Minh als Zentralgestalt der Geschichte Vietnams. Metallrelief am Eingang des Militärmuseums Hanoi

Im Eingangsgebäude des Militärmuseums Hanoi befindet sich ein großes Metallrelief. Oben und mittig sieht man ein kreisförmiges Emblem. Um einen Stern herum sind ringförmig Gebilde platziert, die irgendwo zwischen Gewehrschaft und Schwertgriff anzusiedeln sind. Stern und Ring werden teils durch eine bequem sitzende Ho-Chi-Minh-Figur verdeckt, die etwas zur rechten Seite hin verschoben ist. Obwohl entrückt, trägt die Figur einfache Sandalen, was die Verbundenheit Hos mit der gesamten Bevölkerung betont. Von weiter unten, rechts wie links, blicken Gruppen aufmerksam zu der Leitfigur empor. Als Kopfbedeckung tragen sie landestypische Strohhüte, die freilich ein wenig weiter hinabreichen als die Originale und deshalb – im Zusammenspiel mit dem Material des Werks – zugleich an Helme erinnern.

Auf der linken Seite des Reliefs sind Kampfszenen zu sehen, die offensichtlich einer älteren Zeit angehören. Schwerter, Pferde (von denen eines Feuer speit) und ein Kampfelefant erlauben eine zeitliche Einordnung. Gegenüber jedoch sind Kriege des 20. Jahrhunderts dargestellt. Ein Kolonialherr hält Musterung, die Figuren besitzen Gewehre, ein Panzer schiebt sich aus der Deckung.

Die Kämpfe der fernerer Vergangenheit spiegeln die der jüngeren Zeit. Der bildlichen Darstellung entspricht die Auflistung von vietnamesischen »Widerstandskriegen gegen Invasoren«, die sich in einem Nebenraum findet. Sie beginnt mit der Abwehr der chinesischen Qin ab 214 v. u. Z. Erst nach

weiteren zehn chinesischen und mongolischen Angriffen sind die Kriege gegen die französischen Kolonialisten und die US-amerikanischen Imperialisten aufgeführt.

Erfolgreiche Verteidigung

Der Stolz, sich gegen all diese Bedrohungen behauptet zu haben, ist unübersehbar. Die jüngere Geschichte rechtfertigt ihn. Zur Erinnerung sollen hier die wichtigsten Etappen seit dem Beginn der Kolonisierung skizziert werden. In den 1860er Jahren eroberte Frankreich das Gebiet um Saigon und das Mekongdelta; bis 1888 folgte der größere Rest, bis 1907 fielen die bis dahin freien Teile von Laos und Kambodscha unter koloniale Herrschaft. Der Lebensstandard der Bauern, die den weitaus größten Teil der Bevölkerung stellten, sank erheblich. Großgrundbesitzer hingegen profitierten zumeist und arbeiteten mit der Kolonialmacht zusammen. Die überschaubare Gruppe von Gelehrten war gespalten; die Klassenherkunft der Mehrzahl unter ihnen legte ihnen die Kollaboration nahe. Dagegen stand die unabwiesbare Erkenntnis, dass Frankreich Indochina ausplünderte. Entsprechend wechselte ein Teil der Intellektuellen auf die Seite von Aufständischen. Aus Gelehrtenfamilien stammten sogar noch viele Kader der ersten Generation der 1930 gegründeten Kommunistischen Partei, wie Ho Chi Minh als ihr wichtigster Politiker.

Die Rede war von Aufständischen, also gab es Aufstände. Eine ganze Reihe von ihnen bereitete den Kolonialherren und ihren einheimischen Hilfstruppen erhebliche Probleme. Letztlich aber wurden sie über Jahrzehnte hinweg alle niedergeschlagen. Das gilt auch noch für den ersten Befreiungsversuch unter kommunistischer Führung 1930/31. Ein Ansatz, aus dieser Situation herauszukommen, war ab 1936 eine Volksfrontpolitik. Sie wurde zum einen durch die Volksfrontregierung in Paris vom selben Jahr an begünstigt, entsprach zum anderen der antifaschistischen Politik der Komintern. Diese war auch in Ostasien gerechtfertigt: 1937 griff Japan China an, und eine Ausweitung des Krieges war absehbar.

Spätestens von diesem Zeitpunkt an hingen alle lokalen Ereignisse unmittelbar mit globalen Entwicklungen zusammen. 1940 besetzte die deutsche Wehrmacht Nordfrankreich, und der Süden wurde von Vichy aus von französischen Kollaborateuren regiert. Die Kolonialverwaltung von Indochina arbeitete mit letzteren zusammen und duldet entsprechend die Stationierung japanischer Truppen, die sich von 1940 an als eigentliche Machthaber etablierten.

Das hieß Ausplünderung zugunsten der japanischen Kriegswirtschaft, für die vietnamesische Bevölkerung entsprechend eine weitere Verelendung. Eine Hungersnot im Winter 1944/45 forderte etwa zwei Millionen Opfer. Politisch aber bedeutete die Lage eine Chance. Ebenfalls 1944/45 zerbrach das Miteinander der französischen und japanischen Imperialisten. Mit der Befreiung Frankreichs wurden aus japanischer Sicht die französischen Partner unzuverlässig. Also beseitigten die Japaner im März 1945 die französischen Institutionen und installierten – die eigene Niederlage schon vor Augen – ein völlig unglaubwürdiges vietnamesisches Marionettenregime als Bündnispartner. Im August 1945 mussten sie kapitulieren.

Damit war in Vietnam ein Machtvakuum entstanden, das Ho Chi Minh als Leiter der Viet Minh – eines 1941 gegründeten breiten Bündnisses unter der Führung der Kommunistischen Partei – nutzte, um die Unabhängigkeit zu deklarieren. Dies hatte eine reale Grundlage. In den entscheidenden Tagen hatte die Viet Minh die Kontrolle über alle wichtigen Städte gewonnen. In den folgenden Monaten wurde über den Status Vietnams verhandelt. Gleichzeitig verstärkten sich die antikommunistischen Kräfte: Britische Kontingente drohten; im Norden war die chinesische Guomindang aktiv; bald verfügte auch Frankreich wieder über Soldaten vor Ort. Allen Beteiligten

war klar, dass ein Kolonialkrieg bevorstand. Die Franzosen eröffneten ihn rigoros: Bei einem Luftangriff auf die Hafenstadt Haiphong am 23. November 1946 starben 6.000 Bewohner. Entsprechend hart wurde der Krieg in den folgenden Jahren geführt, bis der französische Kriegswille 1954 durch die Niederlage bei Dien Bien Phu gebrochen wurde.

Doch war im Genfer Abkommen von 1954 nicht mehr als eine Zweiteilung Vietnams zu erreichen. Sie sollte befristet sein. Innerhalb von zwei Jahren sollten gesamtvietnamesische Wahlen stattfinden. Jeder wusste, dass die Viet Minh eine solche Wahl gewinnen würde. Also sabotierte das südvietnamesische Regime den Plan. Gestützt wurde es von den USA, die bereits den Krieg Frankreichs finanziert hatten und nun Eindämmungspolitik gegen Kommunisten betrieben.

Ihr Statthalter Ngo Dinh Diem übererfüllte seinen Klassenauftrag, machte die Landreform aus der Zeit der Unabhängigkeit nach 1945 rückgängig, unterdrückte jede Opposition und als guter Katholik auch den Buddhismus, also die Religion der Mehrheit. So brachte er es fertig, binnen kurzem eine Aufstandsbewegung hervorzurufen, die auch mit brachialen Mitteln nicht zu zerschlagen war.

In der Anfangsphase wurden die Kämpfer in Südvietnam aus dem Norden nur wenig unterstützt. Für die kommunistische Regierung in Hanoi war es vordringlich, im eigenen Bereich die Landreform zu Ende zu führen und eine industrielle Basis zu schaffen. Doch auf Dauer ließen sich die Hilferufe der Genossen im Süden nicht ignorieren. Auf der anderen Seite verstärkten die USA ihr Engagement in dem Maße, in dem sich die Regierung Diem als unfähig erwies, aus eigener Kraft zu bestehen. Ein angeblicher nordvietnamesischer Angriff auf US-Zerstörer im August 1964 diente der US-Regierung als Vorwand, zusätzlich zu den bereits im Süden stationierten Militärberatern Kampftruppen zu entsenden und die Kriegführung auf den Norden auszuweiten.

Damit begannen Operationen, die alles, was heute Erschrecken auslöst, bei weitem überboten. Das bedeutete Flächenbombardements sowohl im Norden, wo zeitweise ein Großteil auch des zivilen Lebens unter die Erdoberfläche verlegt werden musste, als auch in den benachbarten Staaten Laos und Kambodscha. Im Süden wurde, um Guerillakämpfern ihre Tarnung zu nehmen, der Wald durch Chemikalien entlaubt und das Land für Generationen vergiftet. Der Einsatz von Napalm und Phosphorbomben war gängig. Kampagnen zur Partisanenbekämpfung setzten auf Bodycount. Die Anzahl der Getöteten bestimmte über Karrierechancen von Offizieren. Die Parole lautete: »If it's dead and if it's vietnamese, it's Vietcong.« Das massenhafte Abschlachten von Zivilisten war kein Betriebsunfall, sondern Konsequenz dieser Art von Kriegführung.

Die US-Besatzer, ihre Hilfstruppen aus verbündeten Staaten und die Kräfte des Marionettenregimes in Saigon dennoch zu zermürben, ist nicht nur eine große militärische Leistung. Ohne politische Verankerung in der Bevölkerung ist ein solcher Erfolg nicht denkbar. Mut, Opferbereitschaft, Fähigkeit zur Improvisation mit einfachsten Mitteln und militärisches Können wurden belohnt. Bis 1973 zogen die US-Kampftruppen ab, die Mannschaften zermürbt von Misserfolgen und Zweifeln am Sinn ihres Tuns. Danach war das Marionettenregime im Süden nicht mehr zu halten. Am 30. April 1975 befreite die vietnamesische Armee Saigon. Nun gab es ein unabhängiges, sozialistisches Vietnam.

Der Blick von heute

Jede Gesellschaft hat Bilder der eigenen Geschichte. Personen oder Gruppen, deren Anschauungen vom Mainstream abweichen, sind dabei gezwungen, sich mit der vorherrschenden Version

auseinanderzusetzen. Offensichtlich handelt es sich auch um eine Machtfrage, doch dies legt noch keine Wertung fest; die Opposition hat nicht immer recht. Das Geschichtsbild eines sozialistischen Staats verdient zunächst Respekt, zumal wenn dieser Staat einen Kampf von weltweiter Bedeutung erfolgreich durchgestanden hat. Zugleich handelt es sich hier um einen Staat, der von 1986 an im Spannungsverhältnis zu seinen ursprünglichen Zielen sehr weitgehend marktwirtschaftliche Elemente einführen musste und seit gut drei Jahrzehnten in einer fast ausschließlich kapitalistischen Umgebung bestehen muss. Damit stellt sich die Frage nach Widersprüchen im Geschichtsbild und nach dem Umgang mit solchen Widersprüchen.

Grundlage der Überlegungen sind Besuche im November und Dezember 2023 in Geschichts- und Militärmuseen in Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt und bei einigen Gedenkstätten in deren Umgebung. Fast durchgehend sind dort englische, häufig französische Erklärungen verfügbar, in Erwartung ausländischer Besucher, die tatsächlich einen großen, mancherorts den überwiegenden Teil der Besucher stellen. Zitate aus diesen Erläuterungen wurden für diesen Artikel ins Deutsche übertragen.

Ein Museum ist heute nicht mehr notwendigerweise der Ort, der für die Selbstverständigung einer Gesellschaft zentral ist; auf andere Medien wird im zweiten Teil dieses Artikels kurz eingegangen. Es zeigt aber, welches Bild der sozialistische Staat von seiner Geschichte und damit von sich selbst entwirft. Wie bei jedem Museum ist dies zwangsläufig ein Blick vom Heute aus. Ebenso ist der kritisch interessierte Blick auf dieses Setting von einer gegenwärtigen Fragestellung geleitet, nämlich der nach den Möglichkeiten eines sozialistischen Staats heute.

Wessen Verdienst?

Zentralfigur der Geschichte und des Geschichtsbilds ist Ho Chi Minh, Mitgründer der vietnamesischen KP und von 1945 bis zu seinem Tod 1969 Präsident Vietnams bzw. des nördlichen Teilstaats. Hervorgehoben wird auch Vo Nguyen Giap, Organisator der vietnamesischen Volksarmee, Planer des Siegs über die Franzosen und als Verteidigungsminister bis 1982 auch für die Kriegführung bis zur Befreiung des Südens verantwortlich. Alle anderen Akteure geraten nur sporadisch ins Blickfeld. Fotos gemeinsamer Sitzungen und öffentlicher Auftritte deuten allerdings darauf hin, dass ein kollegialer, informeller Arbeitsstil üblich war und steife Arrangements, die von kommunistischen Parteien an der Macht ein wenig attraktives Bild vermittelten und noch vermitteln, während der Kriege fehlten.

Ho Chi Minh jedenfalls ist durch Denkmäler im Straßenbild präsent, zudem durch die Umbenennung der ehemaligen Hauptstadt des Südens, Saigon, gewürdigt. Freilich hat sich der neue Name der Stadt im Alltagsgebrauch auch nach fast fünfzig Jahren nicht durchgesetzt, ohne dass dahinter eine politische Ablehnung stehen muss. Ho ist à la Lenin einbalsamiert in einem monumentalen Mausoleum aufgebahrt. Es befindet sich gegenüber dem Parlamentsgebäude, neben dem sich zusätzlich ein Mahnmal für die gefallenen Märtyrer befindet. Die Anordnung verpflichtet die heute Entscheidenden auf das Erbe der Vergangenheit; zugleich werden sie durch diese Vergangenheit legitimiert.

Seitlich hinter dem Mausoleum liegt das Ho-Chi-Minh-Museum, dessen Exponate westlichen Gästen von sprachlich versierten Führern erklärt werden. Hier zeigt sich insofern ein materialistisches Geschichtsbild, als im ersten Raum Marx und Engels auftreten. Der Akzent liegt darauf, wie sie den utopischen Sozialismus überwandten und angesichts der industriellen Revolution

in Europa ihre Theorie entwickelten. Während der folgenden Stationen, die das Leben Ho Chi Minhs veranschaulichen, wird aber nur bedingt deutlich, wie Erkenntnisse aus den damals fortgeschrittensten Ländern in den vom kolonialen Akkumulationsprozess verwüsteten Gegenden umgesetzt wurden. Vermutlich ist dies nur mittels theoriegestützter Beschreibung möglich, nicht durch den Blick auf einzelne Ausstellungsobjekte.

Sichtbar wird jedenfalls der Stand der Produktivkräfte im kolonialisierten Vietnam. Und eine grobe Vorstellung gewinnt man, welches umfassende Erkenntnis der Welt sich Ho Chi Minh auf seiner Reise von Vietnam über die afrikanische Küste bis ins Land der französischen Kolonialherren (mit Abstechern nach Nord- und Südamerika) aneignete. Dazu kommen Aufenthalte in verschiedenen europäischen Ländern, Schulungskurse und später Dozententätigkeit in Moskau, politische Aufträge in China und in Thailand. All diese Erfahrungen erlaubten es, den durchaus auch national begründeten Befreiungskampf Vietnams international vernetzt zu führen.

Blass bleibt dagegen das private Leben Hos, falls es überhaupt eines gab. Eine Familie hat er nie gegründet. Die verbreitete Bezeichnung »Onkel Ho« deutet an, dass er alle Vietnamesen, die auf seiner Seite standen, als seine Familie ansah. Ein im Museum ausgestellter Brief an einen Genossen, der im Kampf seinen Sohn verloren hat, unterstützt diese Sicht; diejenigen, die für die gemeinsame Sache kämpften, waren seine Söhne oder Töchter.

Blass bleiben auch die letzten fünfzehn Lebensjahre, nach dem Sieg über Frankreich. Im Museum fehlen sie fast ganz. In der im Museumsshop vertriebenen Biographie füllen wenig aussagekräftige Zitate aus offiziellen Reden die gut dreißig Seiten, die diesem Abschnitt gewidmet sind. Dies erlaubt den Schluss, dass Entscheidungen kollektiv getroffen wurden. Die Zeiten der Improvisation waren vorüber. Nun ging es um die Mühen der Ebene, also um organisatorische Arbeit.

Die vielen bekommen ein Gesicht

Unterhalb dieser Ebene werden viele einzelne schlaglichtartig gewürdigt. Im Militärmuseum Ho-Chi-Minh-Stadt, das sich auf die Aktionen von 1975 konzentriert, die zur Befreiung des Südens führten, sind die für Planung und Durchführung der Offensive verantwortlichen hochrangigen Offiziere mit Fotos vertreten. Häufig werden auch vorbildliche Mannschaftsdienstgrade genannt. Auch einige der Waffen, die zahlreich zu sehen sind, haben eine konkrete Geschichte. So erfährt man im Militärmuseum Hanoi zu einem Gewehr, dass mit ihm Doan Truong Lit, 395. Kompanie, 36. Regiment, 308. Division, am 19. April 1959 an der Stellung 306 neun Feinde getötet hat.

Handelt es sich um Militarismus, um die Verklärung von Krieg? Eher ist von einem Bewusstsein davon zu sprechen, was im schlimmsten Fall zu tun ist, um imperialistischen Mächten zu widerstehen. Die Befreiung, von der oben recht abstrakt die Rede war, setzt jedenfalls voraus, dass jemand an einem bestimmten Punkt bestimmte Gegner ausschaltet.

Auffällig ist, dass Angaben über eigene Opfer zumeist fehlen. Ausnahme in dieser Hinsicht ist das Kriegsreliktemuseum in Ho-Chi-Minh-Stadt, das im zweiten Teil dieses Beitrags vorgestellt wird. Sonst aber ist von eigenen militärischen Verlusten kaum je die Rede. Und auch die unzähligen zivilen Toten kommen nur am Rande vor. Ein Foto im Militärmuseum Hanoi, auf dem sich französische Offiziere neben von ihnen getöteten Vietnamesen wie mit einer Jagdbeute präsentieren, weicht bereits von der Grundlinie der Ausstellung ab.

Das gilt sogar für das Hoa-Lo-Gefängnis in Hanoi. Der ab 1887 errichtete Bau diente dem Zweck, antikoloniale Widerstandskämpfer einzukerkern. Heute ist von dem Komplex nur noch ein

Bruchteil erhalten. Doch allein dieser Rest zeigt den Besuchern eindrucksvoll genug, welch brutales Haftregime herrschte. Überfüllung, unzureichende Kleidung, Unterernährung, Krankheiten infolge schlechter hygienischer Bedingungen, schmerzhaftes Fesseln über lange Zeit kennzeichneten die Zustände. Zu sehen ist auch eine Guillotine.

Hier wie sonst werden individuelle Geschichten präsentiert. Was man auf Schrifttafeln und durch kurze Videos über die Gefangenen erfährt, legt allerdings den Schwerpunkt zumeist nicht auf die Leiden, sondern auf den Widerstand, der auch unter diesen Bedingungen andauerte:

Häftlingsproteste, wenn sich die Lebensverhältnisse noch unter das gewohnte üble Maß hinab verschlechterten, wie auch erfolgreiche Fluchtunternehmen. Vor allem wird deutlich, dass die politisch bewussten unter den Gefangenen das erzwungene Beisammensein dazu nutzten, die anderen zu unterrichten, und dass auf diese Weise Hoa Lo zu einer Schule des Kommunismus wurde.

Wer gegenwärtige Diskussionen in Europa als Norm begreift, dürfte leicht befremdet sein. Hierzulande definieren sich Gruppen mehr und mehr über einen Opferstatus und leiten aus dem, was sie erlitten haben oder noch erleiden, Forderungen ab. Das vietnamesische Geschichtsbild erinnert dagegen an überkommene Nationalgeschichtsschreibung. Doch dürfte es, näher betrachtet, das weniger aggressive sein. Wer sich als Opfer sieht, dessen Ansprüche sind potentiell unbegrenzt. Wer dagegen ein gesichertes Verhältnis zu den eigenen Taten hat, kann unter Umständen einen Ausgleich mit früheren Gegnern erzielen.

Beteiligung der Frauen

In allen Geschichts- und Militärmuseen ist gewürdigt, was Frauen nicht nur für die Logistik der Kriegführung taten, sondern auch unmittelbar zum Kampf beitrugen. Sowohl in Ho-Chi-Minh-Stadt als auch in Hanoi gibt es zudem Museen, die ausschließlich ihnen gewidmet sind. Das »Museum der vietnamesischen Frauen« in Hanoi zeigt auf der mittleren seiner drei Etagen die verschiedenen Aspekte ihres Beitrags zur Befreiung, vom Sanitätsdienst über Transportarbeiten und Aufklärung bis zu Attentaten und Guerillakampf.

Was über die anderen Kriegsmuseen geschrieben wurde, gilt auch hier. Ausgestellt sind sowohl Waffen als auch andere Ausrüstungsgegenstände. Sie werden oft konkreten Personen zugeordnet, die mit Kurzbiographien vorgestellt sind. Auch im Frauenmuseum wird nachvollziehbar, wie erschreckend viele der Aktiven im Krieg umgekommen sind. Und auch hier zeigt sich ein ungebrochenes Verhältnis zu der eigenen Gewalt, die notwendig war. Über Nguyen Thi Minh Hien erfährt man zum Beispiel, dass sie sich im Alter von 16 Jahren bei den US-Truppen verdingte, um als Agentin der Guerilla Informationen zu übermitteln. Später kämpfte sie selbst und nahm an siebzehn Gefechten teil, in denen insgesamt 174 Feinde getötet wurden. 1971 wurde sie als »Heldin der bewaffneten Volkskräfte« ausgezeichnet.

So wertvoll die Erinnerung an solche Taten ist: Die Gesamtanlage des Museums irritiert. Im obersten Stockwerk befindet sich eine Fashionausstellung, die die Kleidung verschiedener ethnischer Gruppen ebenso berücksichtigt wie die Entwicklung städtischer Mode in den vergangenen Jahrzehnten. Die erste Etage ist dann dem Themenbereich »Frau und Familie« gewidmet. Das Eingangsmotto lautet: »Eheleute gehören zusammen wie ein Paar Esstübchen.«

Der größere Ausstellungsraum informiert dann über Verlobungs- und Heiratsgebräuche, vor allem wiederum ethnischer Minderheiten, über Geburtsvorsorge und Kleinkindversorgung. Der kleinere

Bereich bringt Beispiele aus der Arbeitswelt von Frauen, und zwar ausschließlich aus der vorindustriellen Zeit. Indessen gibt es, davon getrennt, einen kleinen Nebenraum, der Lebensläufe gegenwärtiger Wissenschaftlerinnen präsentiert. Auch eine Diplomatin, eine Kapitalistin und eine Modedesignerin sind vorgestellt.

»Heute tragen vietnamesische Frauen weiterhin dazu bei, eine entwickelte, friedliche Gesellschaft zu errichten«, heißt es auf einer Tafel. Zugleich »schaffen sie durch Liebe ihre glückliche Familie und zeigen einen außerordentlichen Willen, die Herausforderungen des täglichen Lebens zu bestehen«. Das klingt nach Doppelbelastung und bezeichnet, statt einer Lösung, wohl eher ein Problem.

Wie der auf den ersten und wohl auch den zweiten Blick disparate Eindruck zu erklären ist, den das Museum macht, lässt sich von außen nur mittels Mutmaßungen erklären. Vielleicht ist das, was man sieht, Ergebnis eines Kompromisses. Bei unterschiedlichen Anschauungen teilt man sich die Räume auf, und so kann jeder und jede ausstellen, was ihm oder ihr in den Kram passt. Beunruhigender ist eine zweite Variante. Vielleicht gehören die Teile doch zusammen. Die Kämpferinnen aus der zweiten Etage, so bereitwillig sie Entbehrungen auf sich nahmen, taten dies für ein gutes Leben, für das unter anderem die im dritten Stockwerk gezeigte Mode steht. Und wer gegen den Imperialismus kämpfte, musste nicht zwangsläufig eine sozialistische Zukunft im Blick haben. Wenn es um die Verteidigung der eigenen, national bestimmten Lebensweise geht, mischen sich in den antikolonialen Kampf stets auch antimoderne Gefühle.

Dann weben und töpfern die Landsmänninnen, und man vermisst Fragen zu aktueller Familienlogistik. Das taugt also wenig, und doch wäre der Sieg undenkbar gewesen ohne jenen Teil der Bevölkerung und auch der Parteikader, der von fortgesetzter Entbehrung nichts wissen will und das eigene Wohl ins Zentrum stellt. Sogar der Erfolg hat seine Ambivalenz, und diese Ambivalenz verweist auf uneingelöste Fragen und damit auf Entwicklungsperspektiven der Gesellschaft.

Nation, nicht Klasse

Äußere und innere Feinde. Einblicke in die Museumslandschaft Vietnams. (Teil 2 und Schluss)
Von Kai Köhler



Antiimperialistischer Kubismus vor dem Militärmuseum in Hanoi

Vietnamesische Museen, so wurde [im ersten Teil dieses Beitrags](#) gezeigt, zeigen den Befreiungskampf gegen französische Kolonialherrschaft und US-Imperialismus als aktives Handeln. Opfergeschichten kommen nur am Rand vor. Nun soll es zunächst um die Ausnahme gehen, nämlich das Kriegsreliktemuseum in Ho-Chi-Minh-Stadt.

Gleich am Eingang des Geländes befindet sich – außer den wie üblich ausgestellten Großwaffen – ein Nebengebäude, das dem Gefängnis- und Lagersystem der Kolonial- und Kriegszeit gewidmet ist. Hier sind nicht nur Zellen nachgebaut, unter anderem die berüchtigten »Tigerkäfige«, in denen Häftlinge auf der Gefangeneninsel Con Dao Hitze, Durst und oft auch dem Tod ausgesetzt wurden. Auch Verhör- und Folterpraktiken sind geschildert und werden in einem kurzen Film an Puppen demonstriert. Folter war im südvietnamesischen Lagersystem gängig; die Ausstellung weist Mitwissen und Beteiligung von US-Institutionen nach.

Im Hauptgebäude sind dann Kriegsverbrechen der USA umfassend dokumentiert. Zu ihnen gehört systematisch eingesetzter Terror gegen die Zivilbevölkerung, mit Vergewaltigung und Mord nicht als Ausnahme, sondern als Regelfall. Wie in anderen Museen Akteure der Befreiung individuell vorgestellt werden, so kommen vereinzelt auch hier Täter vor. So ist eines der vielen kleineren Massaker hervorgehoben. Verantwortlich für 20 tote Zivilisten in Thanh Phong ist Robert Kerrey, später US-Senator und Bewerber um die demokratische Präsidentschaftskandidatur.

Zentral geplant war der Chemiekrieg, der nicht nur große Waldgebiete zerstörte und so den Partisanen einen Teil ihrer Deckung nahm. Das im [Entlaubungsmittel »Agent Orange«](#) enthaltene [Dioxin vergiftet darüber hinaus die Zielgebiete auf Dauer und schädigt das menschliche Erbgut](#). Zu den Kriegsfolgen zählen deshalb bis heute und auf absehbare Zeit schwere Behinderungen. Die

Dokumentation dieser Schicksale ist einer der wenigen Punkte, in denen die Museen über das Jahr 1975 hinausgehen.

Eine aktuelle Mobilisierung

Exkurs: Neben den Räumen zu »Agent Orange« und zu anderen Kriegsverbrechen befand sich eine Sonderausstellung mit Kinderzeichnungen zur Coronapandemie. Die Mehrzahl von ihnen hatte das Privatleben unter Quarantänebedingungen zum Thema, vor allem die Familie als Bezugsgruppe und Halt. Andere Bilder zeigten leere Straßen, ein angesichts des sonst in Vietnam herrschenden Betriebs noch ungewohnterer Anblick als hierzulande. Durchgehend hoben die Kinder, jedenfalls in den für die Ausstellung gewählten Werken, Solidarität und Miteinander hervor. Ebenso stabil scheint das Vertrauen in die Schulmedizin. Duong Ngoc Bao Long (13 Jahre) gewann beim Wettbewerb »Ho-Chi-Minh-Stadt steht fest gegen Covid-19« den ersten Preis mit einem Bild, auf dem sieben Impfspritzen zu sehen sind, die einige verdrießlich dreinschauende und bereits arg matschig wirkende Viren anpiksen.

Nur wenige der Bilder entleihen ihre Darstellungsweisen von den Propagandaplakaten, von denen noch einige verstreut in den Städten zu finden sind. Phan Thien Phuc (sieben Jahre) zeichnet einen Arzt, zwei Uniformierte und ein Mädchen, das kampfbereit die Faust in die Höhe reckt. Alle vier Figuren verfügen zudem über einen überdimensionalen Arm, mit dem sie in der unteren Bildmitte einander die Hände reichen. Darüber, in der oberen Bildmitte, ist dann die Nationalfahne plazierte.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang weniger die Ausstellung selbst und weniger die Haltung zur Pandemie, die sich in der Sichtweise der Kinder oder in der Auswahl ihrer Werke manifestiert, als ihr Ort. Die Kriegsgeschichte wird mit der aktuellen Aufgabe verknüpft. Im Fall einer nationalen Krise dienen die am Ende belohnten Entbehrungen des Befreiungskriegs als Kraftreservoir, und die Jüngsten führen weiter, was die Großeltern unternahmen.

Das Bild des Feindes

Dabei ist der Blickwinkel keineswegs aufs Nationale beschränkt. Pham Moc Thien Di (zehn Jahre) malte unter dem Titel »Coronavirus, hau ab!« einen mit fünf Personen bevölkerten Miniglobus. Eines von zwei Mädchen hält zwar eine vietnamesische Flagge in der Hand. Doch dominieren drei Ärzte, von denen zwei den am Himmel befindlichen Viren eine etwa menschengroße Impfspritze entgegenhalten. Vor allem ballt der Globus selbst drohend eine Faust. Pham hat denn auch den Viren Gesichter gezeichnet, deren Ausdruck von ängstlich bis verzweifelt reicht. Am Ausgang des Konflikts besteht kein Zweifel. Wichtig ist hier die Zusammenführung des Nationalen mit dem Menschheitlichen. Dieser Gedanke wird zum Problem, wenn es um die Darstellung von Kriegsgeschichte geht, die es ohne die des Feindes nicht gibt.

Selbstverständlich findet man in den Geschichts- und Kriegsmuseen Informationen über die Handlungen des Gegners und, soweit es sich um Kriegsverbrechen handelt, auch über die verantwortlichen Entscheidungsträger. Auf der Ebene der Ausführenden wird dagegen selten individualisiert. Abgesehen vom Kriegsreliktemuseum, erfährt man nur im Hoa-Lo-Gefängnis in Hanoi etwas über einzelne Personen. Ab 1964 diente es dem Zweck, abgeschossene US-Piloten unterzubringen, etwa den späteren US-Senator John McCain, der sogar gegen Ende seiner langen politischen Karriere nicht verstanden hatte, weshalb es immer noch Länder gibt, in denen keine US-Truppen stehen.

Doch sind solche nützlichen Hinweise die Ausnahme. Generell ist die Linie, die eigene Stärke hervorzuheben. Entsprechend ist der Gegner vor allem über Beutestücke präsent. Vor den Militärmuseen in Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt und vor dem Kriegsreliktemuseum sind feindliche Großwaffen abgestellt, von Landungsbooten über Geschütze und Helikopter bis hin zu Panzern und Flugzeugen.

Freilich dient der Kriegsschrott nun Touristen als willkommener Hintergrund für Gruppenphotos oder Selfies. Der Vorplatz des Militärmuseums Ho-Chi-Minh-Stadt erfreut sich angeblich mit seinen Panzern und Flugzeugen auch als Hochzeitslocation einer gewissen Beliebtheit. Solchem Missbrauch kann ein gelungenes Arrangement vorbeugen.

Ein gutes Beispiel dafür findet sich vor dem Militärmuseum von Hanoi. Auf dem Hof sind überwiegend eigene Waffen ausgestellt, unter anderem von der Sowjetunion gelieferte Flugabwehr. Deren Erfolge sind in einem beinahe kubistisch anmutenden Denkmal verarbeitet. Es ist aus Trümmern abgeschossener französischer und US-amerikanischer Maschinen zusammengestellt. Ein durchgeschossener Flugzeugrumpf scheint sich in die Erde zu bohren. Um diesen höchsten Punkt herum sind andere Schrotteile gruppiert. Das Ganze erinnert an einen finsternen, hoch aufragenden Berg, noch einigermaßen zugänglich von vorn gesehen, steil und uneinnehmbar von den Seiten und von hinten.

Die ineinander verkeilten Trümmer lassen zwar ihre Herkunft durchaus noch erkennen, sind aber zugleich zu etwas Abstraktem geworden. Da wirkt es wie ein Stilbruch, wenn auf der Vorderseite ein großes Bild einer Soldatin, die vermutlich Trümmerteile birgt, integriert ist. Doch ist das Gegeneinander offenkundig gewollt: Auch hier soll anschaulich werden, dass der Sieg auf menschlicher Arbeit beruht.

Verdeckte Bruchlinien

Und der innere Feind? Schrifttafeln in Kriegs- und Geschichtsmuseen informieren korrekt darüber, dass es Kollaborateure der französischen Kolonialisten gab und dass die US-Imperialisten Leute für ihr Marionettenregime in Südvietnam fanden. Doch bleibt dieser Aspekt blass. Abgesehen von ein paar Waffentypen sieht man wenig von dem, was mit dieser Gruppe zusammenhängt. Ausnahme ist der Wiedervereinigungspalast in Ho-Chi-Minh-Stadt, bis 1975 als »Unabhängigkeitspalast« der Präsidentensitz des Südens. Große Teile des Gebäudes können besichtigt werden: Repräsentations- und Sitzungsräume, der Privatbereich von Präsident und Gattin, Freizeiteinrichtungen mit Tanzbar, Spielsalon und kleinem Kino. Die Einrichtung ist auf dem Stand von 1975 belassen, so dass anschaulich wird, was damals als modern galt.

Zwar mag die endlose Reihe von Kleider- und Schuhschränken, die die First Lady befüllen konnte, für sich selbst sprechen. Auch sind auf dem Hubschrauberdeck die zwei Stellen markiert, an denen wenige Wochen vor der Befreiung Saigons Bomben einschlugen: Ein Kommunist hatte es geschafft, als Pilot in die südvietnamesische Luftwaffe aufgenommen zu werden, und flog diesen Angriff, der militärisch bedeutungslos, doch politisch ein wichtiges Signal war. Davon abgesehen, benennen aber die Erklärungen nüchtern die Funktion der Räume. Auch hier ist kein Hass auf die einstigen Gegner zu finden. Sogar diejenigen, die alten Zeiten nachtrauern, können durchaus zu dem Palast pilgern und Erinnerungen pflegen.

Es herrscht also Milde. Dazu passt, dass für den westlichen Besucher in keiner Situation, nicht innerhalb und nicht außerhalb der Museen, Feindseligkeit spürbar war. Das Kriegsreliktemuseum

heißt nicht mehr, wie bei seiner Gründung 1975, »Ausstellung der Verbrechen der USA und des Marionettenregimes«. An entscheidenden Stellen finden sich nun versöhnliche Äußerungen: eine Entschuldigung Barak Obamas für den Einsatz von »Agent Orange«, die Reue des vor Ort für das Massaker von My Lai (Son My) verantwortlichen Offiziers und die späte Einsicht von Robert McNamara, von 1961 bis 1968 US-Kriegsminister: »Auch wenn wir uns irrten, schrecklich irrten, müssen wir doch kommenden Generationen erklären, weshalb.«

Die Unterstützer

Ist derartige Milde ein falscher Internationalismus? Richtiger Internationalismus jedenfalls ist der Hinweis auf die Unterstützung, die der vietnamesische Befreiungskampf aus dem Ausland erhielt. Dabei wird betont, dass zwischen den imperialistischen Staaten und ihren Bevölkerungen ein Unterschied besteht. Im Militärmuseum Hanoi wie im Kriegsreliktemuseum erfährt man viel über Antikriegsproteste in den USA wie auch in den mit ihr verbündeten Ländern. So sieht man, wie auf einer Demonstration am 21. Juni 1970 die SDAJ in Hamburg per Transparent »Solidarität gegen den US-Imperialismus« forderte.

Angesichts des internationalen Widerstands scheute die Kriegsfraktion eine Eskalation des Konflikts, die militärisch vielleicht erfolgreich, jedoch politisch mit hohen Kosten verbunden gewesen wäre. Doch hilft internationale Solidarität alleine nichts, wenn es an Geld und Waffen fehlt, einen Krieg zu bestehen. Die Demonstranten, von denen viele sich als antiautoritär begriffen, hätten auf verlorenem Posten gestanden, hätten nicht sozialistische Staaten Vietnam bei seinem Kampf gegen die USA und deren Bluthunde im Süden unterstützt. Auch diese Hilfe wird in den Museen vermittelt, mit bemerkenswerter Akzentsetzung.

Hervorgehoben ist die sowjetische Hilfe, die tatsächlich von zentraler Bedeutung war. Auch andere sozialistische Staaten sind genannt, wobei Kuba als Land, das sich wie Vietnam gerade von kolonialer Herrschaft befreit hat, eine große Rolle spielt. Plakate und Bilder erinnern an die umfassende Solidaritätsarbeit, die in der DDR geleistet wurde. Ebenfalls nicht vergessen ist die Haltung der blockfreien Staaten, unter denen Indien mit mehreren Bildtafeln vertreten ist. Vertreten sind zudem afrikanische Staaten, deren praktische Unterstützung zwar nur gering sein konnte. Auf der Symbolebene aber vermittelten auch sie, dass der Widerstand gegen den US-Krieg weltweit war. Und für sie gilt, was über Kuba geschrieben wurde: dass sie in einer ähnlichen Lage waren wie Vietnam.

Angesichts der Fülle des Materials fällt auf, wie knapp die Unterstützung durch China abgehandelt ist. Im Militärmuseum Hanoi muss ein einziges Bild genügen, das eine riesige Massenversammlung auf dem Tiananmen-Platz am 22. Juli 1966 zeigt. Im Kriegsreliktemuseum ist etwas mehr Platz. Zusätzlich zu einem Bild des Aufmarschs sieht man auf einem Foto Ho Chi Minh zusammen mit Mao Zedong. Zwei andere Aufnahmen stehen für die Lieferung von Waffen und von Maschinen. Dennoch wird so der Stellenwert der chinesischen Hilfe eher heruntergespielt.

Von Feindseligkeit kann dabei keine Rede sein. Die Kriegsgeschichte endet für die Museen im Jahr 1975. Die Befreiung Kambodschas vom Terror der Roten Khmer kommt also ebensowenig vor wie der damit zusammenhängende Angriff Chinas auf Vietnam im Januar 1979, der zu einem mehrwöchigen, für beide Seiten verlustreichen Kampf führte. Spürbar bleibt indessen eine große Distanz. Zwar hat in diesem Dezember der Besuch Xi Jinpings in Hanoi die Kooperation zwischen China und Vietnam gefördert. Eine gemeinsame antiimperialistische Front gegen den US-geführten Westen ist jedoch in weiter Ferne.

Darstellungsformen

Wie stellen die Museen ihre Inhalte aus? Die Präsentationen zeichnen sich durch klare Gliederung und Konzentration auf die gezeigten Objekte aus. Die meist zwei- oder sogar dreisprachig verfügbaren Erklärungen ermöglichen eine oft jahresgenaue Einordnung. Bei aller Präzision beziehen sie offen Stellung. Wo eigene Kräfte gemeint sind, ist die Rede von »wir« oder von »unserer Partei«. Gemessen an einer Pseudoobjektivität, die Wertungen versteckt einzuprägen versucht, ist dies allemal die ehrlichere Variante.

In den Museen finden sich keine Mitmachstationen, die Inhalte über eigene Praxis vermitteln sollen. Installationen, die nicht auf originalen Objekten beruhen, sind selten. Im Geschichtsmuseum Ho-Chi-Minh-Stadt gibt es Dioramen, in denen putzige Figürchen Abwehrschlachten gegen chinesische Invasoren veranschaulichen sollen – Kampfszenen mit vielen feindlichen und kaum eigenen Toten, die eher zur Erbauung als zur geschichtlichen Erkenntnis beitragen.

Anders verhält es sich mit den Reliefs, die es erlauben, Schlachtverläufe nachzuvollziehen. Im Militärmuseum Hanoi wird so deutlich, wie 1954 der Sieg von Dien Bien Phu möglich wurde. Das relativ neue Militärmuseum Ho-Chi-Minh-Stadt kann sich, weil es das Kriegsreliktemuseum gibt, auf die Kampagne 1975 zur Befreiung des Südens konzentrieren. Die große Eingangshalle stellt eine riesige Büste Ho Chi Minhs dem Relief gegenüber, das demonstriert, welche militärischen Bewegungen zum Erfolg führten. Die Anlage des Hauses beruht auf solchen Entsprechungen und auf Gegensätzen: In der oberen Etage sieht man lebensgroße Figuren, die ein Foto nachstellen, das das letzte südvietnamesische Kabinett auf dem Weg zur Kapitulation zeigt. In dem entsprechenden Raum im gegenüberliegenden Flügel finden sich Figuren, die für die Planer des Siegs stehen.

Überhaupt wird oft mit derartigen Figuren gearbeitet: nicht nur hier und bei den Haft- und Folterdarstellungen im Kriegsreliktemuseum. Man trifft auf sie im Mangrovenwald südöstlich der Hauptstadt, wo die revolutionäre Basis Runc Sac nachgebaut ist; Schrifftafeln und Reiseleiter informieren über die Bedingungen des Guerillakampfes im Sumpf. Aber auch mitten in der Stadt kann man sie unerwartet sehen: Auf dem Gelände des heutigen Zoos von Ho-Chi-Minh-Stadt befand sich ein Hauptquartier städtischer Partisanen, die jahrelang in unmittelbarer Umgebung des Feindes operierten. Nun sind Szenen, wie sie lebten und sich versorgten, in die Wochenendvergnügungen der Bevölkerung einbezogen.

Die Figuren sind halbnaturalistisch. Lebensgroß, mit individuellen Gesichtszügen versehen und in Alltagsszenen des Krieges versetzt, fehlt ihnen doch die Not, das Schmutzige, die Angst, die mit Überleben und Kampf der Guerilla notwendig verbunden sind. Vermittelt wird das historisch Wesentliche, von den Empfindungen gereinigt, mit denen die Beteiligten Tag für Tag umzugehen hatten.

In ihrer Alltäglichkeit sind die Figuren indessen von der Heroik der Kriegsdenkmäler unterschieden, die sich besonders in Hanoi zahlreich finden. Um diese Denkmäler zu sehen, muss man nicht gezielt einen Gedenkort aufsuchen. Freilich ist die Frage, in welchem Maß sie wahrgenommen werden; Verkehrsdichte und Fahrweise in ihrer Umgebung lassen es kaum ratsam erscheinen, die Aufmerksamkeit auf sie zu konzentrieren.

Überhaupt, wer sieht? In den Museen waren Schulklassen anzutreffen, die zuweilen lärmten und Ausflugsspaß hatten, doch in den wichtigen Orten mehrheitlich konzentriert zuhörten. Die anderen Besucher waren zum großen Teil ausländische Touristen. Das gilt besonders für Ausflugsziele in der

Umgebung der großen Städte. Beim Tunnelsystem von Cu Chi, gut 20 Kilometer von Ho-Chi-Minh-Stadt entfernt, waren keine Vietnamesen zu sehen.

Dort kann man – aktuell interessant angesichts der Lage in Gaza – erleben, wie eine Guerilla unterirdisch nicht nur bestehen, sondern gegen eine reguläre Armee effektive Schläge austeilen kann; zugleich, welche Härte das Leben im Untergrund bedeutet. »Erleben« ist hier freilich sinnlich zu verstehen. Ein Tunnelabschnitt ist für, nun ja, stämmige Europäer und US-Amerikaner um 30 Prozent erweitert und vermittelt beim Hindurchkriechen doch den Eindruck qualvoller Enge.

Danach weiß man, was die Partisanen leisteten, die nicht kümmerliche zwanzig Meter bewältigten, sondern jahrelang unter solchen Bedingungen lebten. Hier wie auch andernorts schämt man sich etwas angesichts dessen, was in Vietnam unter großen Opfern erkämpft und in Osteuropa leichtfertig aufgegeben wurde. Dies im Kopf zu behalten ist an der nächsten Mitmachstation wichtig. Dort kann man nach Herzenslust mit Gewehr oder sogar MG ballern, bezahlt wird pro Patrone. Das Vergnügen ist fragwürdig, doch bringt es offenkundig Devisen, ohne die es nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Staatenwelt noch weniger geht als zuvor.

Als Souvenir kann man sich denn auch größtmäßig regaltaugliche Panzerchen kaufen, die aus kleinen goldfarbenen Patronen zusammengesetzt sind. Dies ist ein Extrem, doch sind alle Shops in allen Museen inhaltlich auf keiner ideologischen Höhe. Fast überall erhält man leichter ein Winkekätzchen für ein Asiarestaurant als ein Buch. Beim Kriegsreliktemuseum etwa war halbwegs brauchbar nur ein Raubdruck einer trotzlistischen Darstellung des Vietnamkriegs, die vor dem Haus ein Kriegskrüppel zwischen seinen Armstümpfen anbot.

Einheit der Nation

Vielleicht aber sind Vermittlungsformen vom konkreten Ort ins Netz abgewandert. Was es auf Vietnamesisch an Informationen online gibt, ist ohne Sprachkenntnisse nicht zu ergründen. Von Bedeutung ist jedenfalls das Medium Film. Ein Beispiel soll wenigstens skizziert sein.

»The Rebell« war 2007 der bis dahin teuerste vietnamesische Film und wurde der mit dem damals höchsten Einspielergebnis. Im Bordprogramm von Vietnam Airlines ist er jetzt noch zu sehen: eine wirksame Mischung aus Liebesgeschichte, kolonialem Befreiungsdrama und Martial-Arts-Spektakel. Von dem Geschichtsbild in den Museen unterscheidet sich der Film dadurch, dass er Bruchlinien innerhalb der vietnamesischen Bevölkerung betont. Die beiden männlichen Hauptfiguren stehen anfangs beide als Agenten im Dienst der französischen Kolonialherren. Doch trennen sich ihre Wege. Der eine geht, aus Verliebtheit kaum weniger als aus politischer Erkenntnis, auf die Seite des Widerstands über. Der andere, Sohn eines Franzosen und einer Vietnamesin, will seine aus Sicht der Kolonialherren unreine Abkunft durch besondere Leistung und besonderen Sadismus wettmachen. Seine Chefs setzen ihn zwar gezielt ein, denken aber nicht daran, seine Karrierewünsche zu erfüllen. Indessen steigert dies nur seine Brutalität.

Erzählt wird damit ein (in den Grenzen des Kampfgenres) psychologisch stimmiges Dazwischen. Der Film zeigt üble Zwangsarbeit, genozidale Aufstandsbekämpfung und zugleich, dass die Franzosen die Drecksarbeit von einheimischen Hilfstruppen erledigen ließen. Indem »The Rebell« derlei Widersprüche nicht verschweigt, sondern dramaturgisch wirksam macht, geht der Film bei allen Konzessionen an Liebessentimentalität und Kampfchoreographie über das Geschichtsbild in den Museen hinaus.

Dort nämlich steht das Interesse der Nation im Vordergrund. Die Geschichtsmuseen, die vormoderne Epochen zum Gegenstand haben, zeigen diese auch als Herausbildung eines Nationalcharakters. Am Ende der Eisenzeit, bis zum zweiten Jahrhundert vor unserer Zeit, sei aus drei Kulturen die erste Ära entstanden, in der die vietnamesische Nation entstanden und bewahrt worden sei: »eine einzigartige kulturelle Tradition Vietnams, Vereinheitlichung bei Diversität«, die schon »Lebensweise und Charakter des traditionellen Vietnam« vorweggenommen habe, so heißt es im Geschichtsmuseum Ho-Chi-Minh-Stadt. Dass Leistungen feudaler Herrscher hervorgehoben werden, entspricht zwar einem materialistischen Geschichtsbild. Einen König des zehnten Jahrhunderts dafür zu rügen, dass er an keine sozialistische Gesellschaft dachte, wäre offenkundig sinnlos. Doch vermisst man Angaben zu Klassenverhältnissen in vormoderner wie auch in moderner Zeit.

Dadurch ergeben sich Widersprüchlichkeiten, die nicht durchgearbeitet sind. Das Geschichtsmuseum Hanoi ist in zwei Häuser getrennt. Im ersten wird die Epoche der Monarchen dargestellt, die bis in die Kolonialzeit hineinreicht. Dort erscheinen die Jahrzehnte der französischen Besatzung als kulturell außerordentlich produktiv; für eine schmale Schicht von Profiteuren stimmt das sicherlich. Die Ausstellung im zweiten Haus setzt ein mit dem Widerstand gegen die Kolonialisten. Das Paradies erscheint nun als Hölle, und die Nation kollaboriert nicht mehr, sondern lehnt sich auf.

Kaum je erscheint das Problem derart deutlich. Erzählt wird die Geschichte, wie die Nation entsteht, welche kulturellen Leistungen sie hervorbringt und wie sie sich gegen eine Vielzahl äußerer Bedrohungen behauptet. Widersprüche, wie sie dabei zwangsläufig entstehen, werden durch keine Klassenanalyse begrifflich erfasst. Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass bei einem Miteinander von nationaler und sozialer Befreiung am Ende das Nationale übrigbleibe.

Doch griffe eine solche Verallgemeinerung zu kurz. Die Entwicklung vollzieht sich unter konkreten Bedingungen. Vietnam muss sich seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staatengemeinschaft als Land unter kapitalistischen Ländern behaupten; die Aufgabe führt mindestens zur Tendenz, sich ihnen auch ideologisch anzunähern. Zudem muss die innere Einheit abgesichert werden – was sicherlich nicht dadurch erleichtert wird, dass nach gut 35 Jahren ökonomischer Reformpolitik wieder eine Kapitalistenklasse entstanden ist.

Dabei ist die Abwesenheit des Klassenkampfs im Geschichtsbild keineswegs nur Ideologie. Sie hat eine Grundlage in der realen Erfahrung der Befreiungskriege, in denen Menschen aus ganz unterschiedlichen sozialen Gruppen zusammen kämpften. Zugleich aber verweist gerade, dass von Klasse nicht gesprochen wird, auf den Stand der Klassenkämpfe im nationalen und internationalen Rahmen. In einer solchen behaupteten Einheit liegen die Chance, in diesen Kämpfen zu bestehen, und ein Risiko, den Sozialismus zu verlieren.